

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 57. Bromberg, den 17. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

(3. Fortsetzung.)

Derweilen saß Hedwig bei ihrer Mutter.

Es war ihr gar nicht leicht gewesen, zuerst zur Mutter zu gehen mit ihrem vollen Herzen. Sie wäre lieber erst zu Axel gegangen oder zu Tante Tesche und ging dann doch in die Wohnstube. Mutter war Mutter, wenn man sich auch nicht immer verstand wie Mutter und Tochter. Und vielleicht kam man sich jetzt näher.

Aber leider war Mutter nicht allein. Tante Marie war bei ihr, eine Kusine von Vater, und schien irgendein Anliegen zu haben. Sie drückte so eigentümlich herum. Kam aber nicht heraus mit der Sprache und ging nach ungefähr einer Stunde wieder, ohne daß ersichtlich gewesen wäre, was sie mit ihrem Besuch hatte bezwecken wollen.

„Ob von euch wieder jemand was ausgefressen hat?“ sagte die Mutter ärgerlich. „Tante Marie kommt doch eigentlich nur, wenn sie mir einen versetzen will. Du bist ihr dazwischengekommen, Hete.“

Hedwig war die Stimmung verdorben, und sie hätte auch noch gar nicht sprechen können, denn es klopfte schon wieder.

Es war Frau Bewering aus der Drogerie. Eine strafbar langweilige und klatschige Frau, kein Mensch mochte sie leiden. Und Mutter war natürlich auch nicht entzückt. Sie schlief zuletzt beinahe am Tisch ein.

Als die Nachbarin endlich ging, hatte sie die Seitentüren schon zu, und Hedwig mußte geradewegs durch die Mitteltür, die sie am meisten scheute bei Mutter.

Sie sagte denn auch ohne jede Einleitung und ziemlich nüchtern: „Wir sind uns heute einig geworden, Franz Kolck und ich, Mutter. Bis Weihnachten möchten wir unser Verlöbnis aber gerne noch geheimhalten, wenn ihr und Kolcks mit unserm Bündnis einverstanden seid. Die andern kriegen es ja immer noch früh genug zu wissen.“

„Das wollte ich meinen, daß wir einverstanden sind! Uns dauerte die Hinzieherei mit euch beiden schon viel zu lange“, sagte Nikoline. Und war gleich so munter als ginge eben die Sonne auf, statt daß der Mond am Himmel stand. „Nur sehe ich nicht ein, was das für Zweck haben soll, die Verlobung monatelang hinauszuschieben. Ihr seid doch zwei vernünftige Menschen, die nicht lange Bukiek zu spielen brauchen. Davon wollen wir doch man absehen, meine Hete. Oder laß uns den Tag auf deinen Geburtstag legen; bis Oktober sind es ja auch noch ein ganz Teil Wochen. Das paßt dann wunderschön, und bis dahin kriegen wir das ganze Haus noch rein und alle Gardinen gewaschen. Freese kann die Decken in den Vorderstuben dann auch gleich streichen, das kriegt er bis dahin noch fertig.“

„Das wird er wohl“, sagte Hedwig bitter. „Und um die Gardinen ist mir auch nicht bange. Bei Weihnachten soll es aber trotzdem bleiben, Mutter, das haben wir uns nun mal so zurechtgelegt. Wir sind wohl noch nicht ganz so vernünftig, wie du denkst.“

„Du bist ein merkwürdiges Mädchen“, sagte die Mutter. „Sonst kann eine Braut es nicht eilig genug kriegen, und du tust, als handle es sich um Ausbessern, statt um lauter neue Wäsche. Da find' nun einer zwischendurch!“

„Ja,“ sagte Hedwig und sah die Mutter an, als suchte sie nach einem Weg zu ihr, „ich bin ein merkwürdiges Mädchen. Ich dachte, ich wollte mir einen Glückwunsch holen von dir. Darum saß ich hier noch so lange herum — ich hätte ja sonst bis morgen warten können.“

Frau Schwansen war in ehrlicher Verwunderung. „Na,“ sagte sie und sah ihrerseits Hedwig auch an, als wüßte sie nicht, worauf die Tochter hinauswollte, „darauf kannst du dich doch wohl verlassen, wenn man auch nicht lange Reden darüber hält wie ein Fremder. Wen geht es denn näher an als eine Mutter, wenn ein Kind solche Partie macht! Franz ist das einzige Kind vom Haus, und was hat Kolck für ein Geschäft! So gut wie keine Konkurrenz, und allein schon das neue Wohnhaus in der Brückenstraße! Darum werden dich alle Mädchen hier herum beneiden. Wie manche sind da wohl gewesen, die in Neid gedacht haben, Kolck verbaute sich bei den ungewissen Zeiten, und wie steht er nun da! Mädchen, mir scheint, du bist noch gar nicht richtig darüber zur Besinnung gekommen, was dir in Aussicht steht.“

Hedwig gab die Hoffnung auf, mehr als das Blut zu spüren. „Es ist wohl möglich, Mutter,“ sagte sie, „daß ich noch nicht alles überdacht habe; ich muß mich noch auf vieles besinnen. Vorerst will ich nun man erst mal zu Bett gehen; es ist spät geworden durch den Besuch, und ich bin müde. Schlaf gut, Mutter!“

Aber Nikoline hatte es nicht mehr eilig mit dem Bett. „Ich wäre beinahe mit dem Kopf vornübergefallen, als die Beweringen da war“, sagte sie. „Man kann das Gedröhn nur schlecht aushalten. Nun bin ich aber so munter wie ein Fisch, der frisches Wasser gekriegt hat, und könnte noch die ganze Nacht zuhören. Erzähl doch mal, Hete, wie es vor sich ging! Seid ihr nach den Tannen raus gewesen?“

„Vorne nach der Waldschenke nicht“, sagte Hedwig. „Wir waren nach der Schonung raus; es laufen einem ja sonst so viele Spaziergänger in den Weg. Zu erzählen weiß ich aber weiter nichts. Mir ist auch nicht nach vielem Sprechen zu Sinn jetzt. Wir sind viel länger unterwegs gewesen, als wir beabsichtigt hatten. Ich spüre es erst jetzt. Laß mich man gehen!“

Frau Schwansen lachte ungekränkt und in bester Stimmung. „Ich weiß schon Bescheid,“ sagte sie, „ich bin ja auch mal jung gewesen. Dann leg dich nun man hin, meine Hete! Und über den Termin sprechen wir noch, das braucht ja nicht gleich heute abend alles zurechtgesprochen zu werden; da schneiden wir uns noch mehr Tage mit zu.“

Hedwig schloß betrübt die Tür und schwankte, ob sie noch zu Axel gehen sollte. Der Bruder saß meistens bis nach Mitternacht. Das nannte sich Universitätsferien bei ihm. Mal sehen, ob er daneben noch für was anderes Sinn hatte! Vielleicht hatte er vorhin gewartet; sie war ja eigentlich schon mit den Augen auf der Treppe gewesen.

Aber als sie dann über den Flur ging, zog es sie noch zu Tante Tesche ins Zimmer. Bei der schimmerte auch noch Licht durch die Türritze. Manchmal kroch die Tante schon mit den Hühnern ins Bett, und dann war sie auch mal wieder eine Nachteule.

Das alte Fräulein hatte ihr neugegabeltes Tuch um die Schultern und saß seitwärts vom Tisch, als spiegle sie sich in der stumpfen Stube. Sie hatte nach früherer Art noch einen weißgescheuerten Boden und wollte keinen Anstrich und keine Politur haben. Sie mochte das pure Holz gerne riechen, besonders, wenn es frisch gescheuert war.

„Sieh doch mal, Hete,“ sagte sie, als sei es nicht etwa nachtschlafende Zeit, „wie nett sich das Tuch umgehängt macht. Es deckt alles zu.“

Und das tat das Tuch wirklich. Es war aus weicher schwarzer und weißer Wolle und war so wunderhübsch, daß man von dem alten Fräulein im ersten Augenblick nichts sah als das schöne Tuch.

„Weißt du, was ich denken mußte, als ich hier so saß?" fuhr die Tante fort „Ich dachte, was so'n bißchen Wolle aus 'm Menschen machen kann. Und da turnt die ganze Menschheit nun die Leiter rauf und runter."

„Ja", sagte Hedwig und setzte sich still bei der Tante hin.

„Deern," sagte die Tante, „was wirfst du für'n großen Schatten durch die Stube! Oder hängt das Licht so dösig?"

„Nein," sagte Hedwig, „ich werf' den großen Schatten. Ich komm' von Mutter und wollt' ihr mal ins Herz kriechen. Aber sie hat ja keins."

„Still, Kind!" sagte Tante Tesche. „Ich will erst das Licht ausmachen. Der Mond scheint zum Glück ja nicht."

„Ich weiß es wohl," brach Hedwig aus, „es klingt lästerlich. Ich setz' aber trotzdem noch hinzu: Man soll keine Kinder ins Leben setzen, wenn man nachher die Tür zuschlägt."

„Nun halt aber ein!" sagte das alte Fräulein, und die weiche, gütige Stimme zitterte vor Schreck. Es kannte die Nichte nicht wieder.

„Ja, Tante Tesche", fuhr das erregte Mädchen fort, „da kannst du mich gern zur Ordnung rufen, das nützt in diesem Augenblick gar nichts. Mir ist das Herz bis zum Rand voll, und Mutter spricht von Gardinenwäsche."

„Denn müssen sie auch wohl gewaschen werden", sagte Therese Haffkamp. „Das war früher schon so: Wenn was vor sich gehen sollte im Hause, dann wurde alles auf den Kopf gestellt. Und Sauberkeit muß ja auch sein. Damals und heute. Das ist alles nicht anders geworden. Man ihr junges Volk, ihr seid anders geworden, und ich kann nicht herauskriegen, ob ihr besser geworden seid."

„Ob besser oder schlechter", sagte Hedwig, „hungriger sind wir geworden. Wir wollen wissen, um was es geht."

„So, so", sagte die Tante, „ihr wollt wissen, um was es geht. Dann ist es doppelt und dreifach schade, daß du nicht mit nach Düsseldorf warst. Da wärst du es nämlich gewahr geworden. Es geht ums Ganze, Hete. Magen und Herz sind nur außen herum rund und überkant, sonst inwendig und in der Hauptsache ist alles ein und dasselbe."

„Tante Tesche", sagte das junge Mädchen verzweifelt und hielt sich die Ohren zu, „hast du denn auch keinen Glückwunsch für mich? Du weißt doch ganz genau Bescheid, und einer muß doch mit mir tun, wie man mit einer Braut tut. Alles andere ist mir jetzt einerlei."

Therese Haffkamp sagte jetzt nicht: „So, so". Sie kriegte eine bange Streicheligkeit in die Augen und sagte: „Ich saß im Schummern in der Wohnstube am Fenster und sah dich bei Holthaus um die Ecke kommen. Als du vom Verspruch kamst. Ich sah es gleich am Gang, Hete, was los war. Du bogst so gleich mitten auf 'n Markt rauf, und mich wundert bloß, daß du mich nicht gesehen hast. Du hast aber wohl nur Axel gesehen, der wird wohl auch am Fenster gestanden haben. Mehr Glück als ich kann er dir nicht gewünscht haben. Ich hatte beide Daumen fest in der Hand und habe sie eigentlich den ganzen Abend nicht wieder losgelassen. Wenn ich mal 'n Augenblick am Hantieren war, gleich nahm ich sie wieder rein."

Hedwig Schwansen saß auf einem früheren Wäschepuff, aus dem die Tante sich eine Art Hocker hergestellt hatte. Und hocken konnte man auch nur auf dem Gestell, aber das kam Hedwig jetzt zupaß. Sie legte der Schwester ihrer Mutter den Kopf auf den Schoß und ließ all die straffen Fäden des Tages gleiten. Ganz sinnig und still begann sie sich auszuweinen. Alles, was da aufgestaut war, sollte sich nun lösen.

Hedwig Pausback war die zweite Tochter vom Haus immer genannt worden — sie hatte als Kind so stramme rote Backen gehabt —, aber der Name paßte auch sonst hin. Alles an ihr war Leben und Jasagen gewesen und beileibe kein Salzwasser. Eine Tränenliese war sie zu keiner Zeit gewesen. So war es wohl reines, klares Quellwasser, was da floß.

Auch Fräulein Haffkamp war nie dauerlich gewesen. Sie pflegte zu sagen, daß sie schon vor ihrer irdischen Zeit versiegt sei, wenn Tränen von ihr erwartet wurden. Ihr wurden höchstens mal die Augen heiß.

Und in diesem Augenblick wurden sie ihr sehr heiß. Ihre welken Hände lagen auf dem blonden Flechtenreichtum, und wie sie da lagen, war es viel mehr als ein Streicheln und Beschwichtigen. Eine heruntergelassene Zugbrücke war es, und Hete hatte freien Eintritt.

Zwei Frauen saßen beieinander, die sich in Sympathie und Verstehen an der tiefsten Stelle berührten. Die eine war nie erlöst worden in Muttertum, und die andere stand in der Hochflut mit jedem Fuß auf einem andern Eiland und wähnte, auseinandergerissen zu werden.

„Meine Myrte hat angesetzt in diesem Jahr" sagte Tante Tesche, als es langsam unter ihren Händen ruhiger zu werden begann. „Eine Braut gehört von Rechtswegen ins Haus. Nun wollen wir mal sehen, ob die ausgewachsenen Blüten eben oder uneben in der Zahl werden. Wird es eine ebene Zahl, flecht' ich dir selbst den Kranz."

Hete versuchte das Gesicht hell zu kriegen, legte ihre Backe auf die lieben, alten Hände und sagte: „Franz und ich wollen jetzt öfter mal 'ne Stunde bei dir sitzen, Tantchen. Du kennst ihn bis jetzt bloß von der spielerischen Seite, er hat aber auch eine ernsthafte." Und die Nichte erzählte bis ins kleinste den ganzen Verlauf ihrer Aussprache mit Franz Klock. Nichts Wesentliches wenigstens wurde verschwiegen.

Und das einsam gebliebene alte Fräulein saß da wie ein Beichtiger in der Kirche und hatte die Augen so schwer voll Segen hängen, als sei mit einem guten, ernsthaften Willen jeder Irrtum auszulöschen aus der Welt. Oder besser wohl: jedes Irregehen. —

*

Auch Axel war gleich in die Enge getrieben, als die Schwester ihm am nächsten Abend ohne weiteres die Pistole auf die Brust setzte. Sie war kaum in die Stube getreten, da nahm sie den Bruder bei den Schultern, sah ihm stramm in die Augen und fragte ohne irgendein Einleiten geradezu: „Was hast du eigentlich an Franz auszusetzen?"

„Auszusetzen, ich an Franz?" fragte Axel und wurde so verlegen, daß ihm nicht nur das Blut hochschlug, sondern daß er auch sein Auge zu lösen versuchte „Was sollte ich wohl an ihm auszusetzen haben? Wir können nur nicht recht warm miteinander werden, und das liegt bestimmt an mir. Du weißt ja, was ich für 'n Eigenbrötler bin. Und auf mich kommt es doch auch wahrhaftig nicht an."

„Laß nur," sagte Hedwig, „und sprich nichts zurecht! Das steht dir nicht. Du kennst Franz auch gar nicht, ihr geht aneinander vorbei. Jetzt sollst du ihn aber kennenlernen, dafür sorge ich. Du weißt, wieviel mir an deiner Meinung gelegen ist, Bruder Axel. An deiner Meinung am allermeisten."

„Ja," sagte der Bruder mit einem warmen Blick, „ja, Heteschwester, das weiß ich. Und es ist mir nicht wenig wert, daß es so steht mit uns beiden, denn du bist wohl der einzige Mensch, der auf mich und meine Meinung etwas gibt. Sonst nimmt mich kein Mensch für voll im Hause. Ich fürchte, auch Franz nicht. Aber nun sag mal, Schwester, wie wird es jetzt bei der veränderten Sachlage mit unserer Büsumer Reise? Die wird nun wohl ins Wasser fallen? Nun kommt doch alles anders herum."

„Mit der Reise nicht," sagte Hedwig lebhaft. „Vater und Mutter meinten allerdings auch gleich, die sollten wir nun man an den Nagel hängen, ich könnte als heimliche Braut dem Franz doch nicht gleich ausrücken. Und ich nehm' ihnen das auch gar nicht übel, wenn sie so denken, aber da ist der Franz doch anders. Das krieg' ich schon mit ihm zurecht. Er weiß ja, wie ich mich das ganze Jahr aufs Schwimmen gefreut habe, und daß ich im vorigen Jahr auch nicht weggekommen bin. Er hat schon zwei Reisen hinter sich vom Frühjahr her und hat sich seinen großen Schwimmpreis nachher geholt; nun will ich auch noch einmal tüchtig auskosten, daß ich Muskeln hab'. Diese Reise nach Büsum soll mein Abschied von meinen Mädchenjahren sein; als Frau paßt nachher alles nicht mehr so hin. Und die Hochzeit wird der Verlobung wohl bald genug folgen, wir brauchen ja auf nichts zu warten. Nicht einmal an einer Wohnung fehlt es uns. Kolcks haben ja so viel Platz in dem neuen Haus."

Der Bruder hatte die Brille abgenommen und sah seine Schwester mit seinen kurzsichtigen Augen ernst an.

„Was siehst du mich so an, Axel?"

Axel konnte nicht gleich Worte finden, griff seiner Schwester dann aber nach der Hand und sagte, fast wie um Verzeihung bittend: „Wie eine Braut sprichst du eigentlich nicht."

„Ich soll ja auch erst eine werden," sagte Hedwig ebenso ernst. Und nachdenklich fügte sie hinzu: „Ich möchte wohl noch manches mit dir besprechen, Bruder. Oder gegen dich aussprechen vielmehr. Nur müßtest du dafür eigentlich ein Mädchen sein. Dann wäre es bedeutend leichter."

„Vater meint ja, ich bin eins", sagte Axel, schmerzlich lächelnd. „Wie oft hat er gesagt, daß ich ein Weibsbild sei!"

„Die Meinung ist ihm wohl inzwischen vergangen", sagte Hedwig. „Nichts bist du weniger als das. Das weißt du auch und brauchtest gar nicht daran zu rühren. Vater spricht so manches hin, das wollen wir ganz ruhen lassen. Und aussprechen tu' ich mich wohl schließlich doch mit dir in Büsum, wenn du auch ein Hosenmatz bist, wir sind ja unter uns Geschwistern. Mir muß nur erst mal Seeluft um die Nase wehen, daß ich wieder ein anderer Kerl werde. Du kannst dir gar nicht denken, wie nötig ich das brauch'. Nicht nur, daß ich mir eingestaubt vorkomme, das wäre noch das wenigste; ich habe mich in meiner eigenen Haut verlaufen

und verwechsle von einem Tag zum anderen die Türen. Das darf doch gar nicht vorkommen, wenn man achtzehn Jahre alt ist. Man muß sich ja schämen. Und darum setz' ich meinen Willen durch und reise.

Und nun gute Nacht für heute, Axelbruder! Pack deine Bücher nun man zusammen und hock nicht wieder bis nach Mitternacht herum!"

„Nein", sagte Axel, „ich hock' nicht mehr. Ich hab' genug für heute. Bei mir ist im Augenblick auch alles ziemlich stramm gepackt. Schlaf gut, Schwester Hete! Und ich freu' mich auf die paar Wochen mit dir."

„Ich freu' mich auch", sagte die Schwester.

Und kaum zehn Minuten später lag das Haus dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Elchfährte.

Ein Jagdabenteuer in Sibirien.

Von **B. W. v. Hornenburg.**

Eine ganze Woche lang unternahmen wir am Baikal von unserer Blockhütte aus Streifzüge. In unserer Hoffnung aber, auf Ringelrobben zu stoßen, sahen wir uns getäuscht. Dafür fingen wir, von unserer Lotka aus mit dem Netz fischend, prachtvolle Omule und eine große Salmonide, deren Namen ich nicht kenne, die aber an die Nelma, den weißen Lachs, erinnerte. Mit dem Angelzeug hatten wir dagegen höchst klägliche Erfolge.

Zu hungern brauchten wir ja deshalb nicht. Von Irkutsk her besaßen wir noch allerlei Konserven und Zwieback. Enten, Gänse, Birk- sowie Auerwild gab es genug, wie fast überall in Sibirien, bis weit in den hohen Norden hinauf. Vor allem Birkhühner finden sich vielerorts in solchen Mengen, daß man unwillkürlich an eine Schar schilpender Spatzen erinnert wird. Daher kommt es, daß man den kleinen Hahn ebensowenig wie den Auerhahn zur seltenen und wertvollen Beute rechnet. Oft genug gilt er lediglich als Fleischlieferant, der fast stets zur Stelle ist, wenn man ihn braucht. Fleisch brauchten wir jetzt mehr als früher, denn wir hatten von einem Bauernjäger zwei Laiki, sibirische Verbellerhunde, gekauft, mit denen wir den Winter über im Gebirge ein paar Bärenlager auszuheben gedachten. Bären sollte es nur allzuviel hier geben.

Nun waren wir auf einer weiten Wanderung durchs Gebirge nach drei Tagen in das Quellgebiet der Lena gekommen, vielleicht achtzig Wjerst von unserem Hauptlager am Baikal entfernt. Hier hatten wir im Neuschnee die Fährte eines offensichtlich ganz kapitalen Elches gefunden. Wir wußten, daß allwinterlich einige Rudel Elche aus höher gelegenen Bergsümpfen zutal stiegen. Dieser Einzelgänger aber mußte ein alter Schaufler sein, der erst später zu einem Rudel stoßen würde.

Im Nu hatte uns ein wildes Jagdfieber gepackt. Den Elch, diesen wehrhaften Riesen der sibirischen Urwälder, den größten Recken der weißen Taiga und des schwarzen Urmän, hatten wir bislang noch nicht vor die Büchse bekommen können. Jetzt sollte er uns nicht entgehen.

Es war schon zu spät, um die Verfolgung aufzunehmen. Es ging bereits gegen den späten Nachmittag. Der Himmel hing tief und schneegrau über dem felsigen Tal, in dem die junge Lena schäumend über die Gesteine stürzte, manchmal ihren Lauf hemmend, um dann wieder in reißenden Stromschnellen vorwärts zu schießen.

Wir bauten also unser leichtes Wanderzelt auf und schichteten ringsum den Schnee meterdick über die Zeltwände, um das Zelt warm zu halten und uns vor dem Erfrieren zu schützen.

Bald flammte aus trockenem, harzigen Lärchenholz unser Feuer auf, der Kochkessel wurde darüber gehängt und Semjon Pawlowitschs Künsten die Zurichtung unserer Abendsuppe überlassen.

Imquill und ich unternahmen indessen eine kleine Streife mit den Hunden, um die Umgebung kennen zu lernen, denn der Mensch weiß nie, mit welchen Zufällen er zu rechnen hat.

Die Schneewolken senkten sich immer tiefer. Es fing an zu schneien, erst in feinen, winzigen Körnchen, dann in großen, dichten Flocken.

Wir zogen die Kragen der Schubas enger um den Hals, marschierten eine Weile längs des Flusses, bis der undurchdringliche Wald sich an dessen Ufer drängte.

Unsere Laikis zerrten ungeduldig an den Riemen. Die Fährte des Schauflers zog einige hundert Meter längs des Ufers hin und bog dann in die Taiga ein. Sollten wir folgen?

Wir konnten uns bei dem immer dichter fallenden Schnee in dem gänzlich unbekannten Gelände leicht verirren, und dann hätten wir unsere eigene Spur nicht mehr zurückgefunden. Imquill schlug vor, am Flusse zu bleiben, der für den Rückweg der sicherste Wegweiser war. Der Schnee rieselte lautlos. Links von uns plätscherte und schwatzte die Lena. Im Weidicht und Schilf tummelten sich Hunderte von Enten. Plötzlich wurden die Hunde unruhig. Wir koppelten sie los. Sollte der Elch einen Bogen geschlagen haben? Die Hunde jagten davon. Lautlos schritten wir weiter. Bald hörten wir die Hunde kurz Laut geben. Es mußte dort etwas Besonderes geben.

Der dicht fallende Schnee gestattete keine weite Sicht. Endlich erkannten wir die Hunde. Auf der Lichtung in der Nähe des Waldrandes lag der Kadaver eines Rehes. Wir untersuchten kurz. Offensichtlich war es erst gestern von einem Bären gerissen und angeschnitten worden, der sich in den nächsten Tagen zum Winterschlaf einschlagen mußte.

Wir konnten damit rechnen, daß der Bär heute nacht zum Luderplatz zurückkehren werde. Kaum aber vor einer Stunde. In dieser Zeit konnten wir noch die Hunde zu Semjon Pawlowitsch zurückführen, denn auf dem Ansitz waren sie nicht zu gebrauchen. Wir hatten auch noch Zeit, schnell etwas Warmes zu essen. Unser Hunger war zwar in der Aufregung vergessen, aber die warme Suppe tat uns auf dem kalten Ansitz recht wohl.

Kaum eine Stunde später waren Imquill und ich zurück. Wir setzten uns getrennt rechts und links vom Luder an. Der Schnee fiel immer noch, nun aber in feinen, rieselnden Flöckchen. Ein kaum merklicher Wind wehte uns von der Taiga entgegen.

Es begann zu dämmern. Aus der Ferne klang schwach das Heulen eines Wolfes. Eine Stunde verging.

Plötzlich vernahmen wir im Walde erregtes Vogelgepiepe und aufgeregtes Flattern: der Herr des Waldes nahte. Am Rande der Taiga erschien eine große, dunkle Gestalt: der Bär! Von einem Fichtenstamm teilweise gedeckt, blieb er stehen und hob windend den Kopf. Wir wagten kaum zu atmen. War es doch unmöglich, so einen sicheren Schuß anzubringen.

Warum kam die Bestie nicht näher? Hatte sie etwas stutzig gemacht?

Der Bär rührte sich nicht vom Fleck. Sein Körper schien langsam, wiegend, hin und her zu schwanken. Endlich, nach einer Minute, die nie vorüber zu gehen schien, tat er ein paar plumpe Sätze nach vorn.

Ich riß die Büchse hoch, zielte kurz zwischen die blinkenden Seher und riß durch. Der Bär warf sich zur Seite, einen Laut ausstoßend, der wie „ach" oder „och" klang. Dann erhöhte er sich unerwartet unter wütendem Brummen und tappte auf den Hinterbranten auf mich zu, die Unterlippe zurückgezogen, mit angelegten Gehören und blutrot leuchtenden Sehern.

Ich hatte eben repetiert und hob das Gewehr. Der Bär war kaum noch fünf Schritte von mir entfernt. Da krachte Imquills schwere Büchse. Ich glaubte den Einschlag der Kugel zu hören.

Wie vom Schlage gerührt, stürzte die Bestie nieder, streckte sich, schlug zuckend ein paar Mal mit den Branten und verendete . . .

Am selben Abend noch schärften wir die prachtvolle Decke ab und schleppten das Wildbret unter Pjetroffs Mithilfe nach dem Zelt. Der Petz hatte etwa 400 Pfund gewogen, er war also ein ganz braver, mittlerer Bär.

So geht es oft in der Wildnis. Während der Mensch einem Ziele nachjagt, bietet sich urplötzlich ein anderes und wirft das schönste Programm über den Haufen. Den Schaufler aber gaben wir deshalb doch nicht auf.

Zwischen Mentone und Nizza.

Skizze von **Edward Brandt.**

Abbé Courtois stand in der Avenue de la Victoire vor dem Blumenmagazin „Au Panier Fleuri". Es war im Vorfrühling, das Schaufenster ein Farbenmärchen. Madeleine hatte ihm einmal gestanden, vielleicht in einer sehr erklärlichen Wahlverwandtschaft, daß Veilchen ihre Lieblingsblumen seien.

Madeleine! Heute jährte sich ihr Hochzeitstag. Sie und sein Neffe Henri Rosier, der sich mit Madeleine Forat verheiratet hatte, waren sozusagen seine Kinder. Der Abbé hatte in Henri, dem einzigen Kinde seiner verstorbenen Schwester Blanche, nie etwas anderes als den Sohn gesehen.

Das wolkenlose Glück dieser jungen Ehe! Diese rätselvolle Verlobung in dem Eisenbahntunnel unter dem Cap Martin! Henri war ein Leichtfuß gewesen, bis ihm die kleine Madeleine, von der eigentlich kein Mensch recht wußte, woher sie kam, den Kopf verdrehte. Das schöne, von Vater Rosier ererbte Bankgeschäft in Mentone hatte der Junge an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. Wahnsinnige und

immer mißglückte Spekulationen wurden zu seinem Ruin. Bis der kinderlose Onkel Bernard in Paris im rechten Augenblick die Augen für immer schloß. Mit der von diesem ererbten Million war Henri seinen Verpflichtungen nachgekommen, hatte das Geschäft in Mentone mit Gewinn verkauft und die Filiale einer Großbank in Nizza übernommen. Daß der Junge nun nicht mehr alle Nase lang nach Monte Carlo fuhr, war der kleinen Madeleine unbestreitbares Werk.

Als Abbé Courtois in der Rue Meyerbeer anlangte und vor der Wohnungstür klingelte, öffnete ihm Madeleine selbst die Tür. Errötend nahm sie das Veilchensträußchen entgegen und sagte: „Nein, wie gut von Ihnen! Henri ist heute früher nach Hause gekommen, und wir warteten schon auf Sie!"

Beim Frühstück hielt der Abbé zur Feier des Tages eine kleine Rede und schloß mit den Worten: „Auf daß sich euer heißester Wunsch in kurzer Zeit erfüllen möge, meine teure Madeleine und lieber Henri!"

Abbé Courtois stieß mit Madeleine an, und es entging ihm nicht, daß in deren Augen zwei helle Tränen standen. Und seltsam! Auch Henri wurde ganz unvermittelt stiller, sah nach der Uhr und meinte: „Verzeih, Onkel Anatole, aber ich muß zur Bank, denn es gibt bei der Bilanz viel zu tun; sie nimmt keine Rücksicht auf meinen Hochzeitstag."

Madeleine bat den Abbé, ihr noch ein wenig Gesellschaft zu leisten, und auch Henri forderte ihn noch zum Bleiben auf. Nachdem Henri gegangen war, schenkte Madeleine dem Abbé noch eine Tasse Kaffee ein und sagte:

„Ich muß Ihnen eine Beichte ablegen, Onkel Anatole, ein Bekenntnis, etwas, was mich seit langem bedrückt. Es ist heute ein Jahr her, daß Sie uns in der Notre Dame eingesegnet haben."

„Allerdings, mein Kind!"

„Weder Sie noch Henri haben damals danach gefragt, woher ich eigentlich kam. Wissen Sie auch, daß ich damals auf der Fahrt von Mentone nach Nizza, wo ich die Bekanntschaft Henris machte, vollkommen mittellos war?"

Abbé Courtois sah die Sprecherin ungläubig an.

„Vollkommen mittellos, Onkel Anatole", wiederholte Madeleine. „Ich hatte damals eine Stelle als Sekretärin des Chefs in einem Hotel in Mentone inne, aber es gab Auseinandersetzungen mit der Frau des Chefs, die über alle Maßen eifersüchtig war, und so verließ ich meinen Platz auf Knall und Fall mit ein paar armseligen Franks in der Tasche. Allerdings hoffte ich in Nizza eine Stelle zu finden. Alles, was ich sonst noch besaß, war mein bestes Kleid, das ich auf dem Leib trug, und eine sehr schöne, aber falsche Perlenkette, die ich einmal in Paris für 30 Franks gekauft hatte, weil die Perlen so täuschend nachgeahmt waren . . . Ich saß anfangs allein im Coupé, bis Henri — ich glaube es war in Garavan —, zustieg. Ich beachtete ihn erst gar nicht, aber dann kamen wir doch langsam ins Gespräch. Ich mußte den Eindruck gewinnen, einen sehr reichen, aber auch sehr leichtsinnigen jungen Mann vor mir zu haben, denn er zog einmal ganz unmotiviert seine Brieftasche und zeigte mir ein paar Tausendfrankscheine, mit denen er in Monte Carlo sein Glück versuchen wollte."

Madeleines Stimme brach unter Tränen. „Der Anblick mußte mich um meinen Verstand gebracht haben, Onkel Anatole! Ich war wie wahnsinnig, Onkel! Der Zug fuhr durch einen Tunnel, und in diesen Minuten unterlag ich der Versuchung . . . ich streckte die Hand aus . . oh, Onkel Anatole . . . und bekam statt des Geldes . . . Henris Hand zu fassen. Ich lüge nicht, wenn ich sage, daß ich in jenem Augenblick einer Ohnmacht nahe war. Aber was geschah? Henri drückte meine Hand leidenschaftlich . . . mit der anderen Hand hielt er meinen Kopf . . und küßte mich. Sein Mund stammelte: „Ich liebe Sie, ich liebte Sie auf den ersten Blick . . ." So haben wir uns verlobt! Auf dieser furchtbaren Lüge steht unser Glück! Geben Sie mir einen Rat, Onkel Anatole, helfen Sie mir! Ich ertrage das nicht länger!"

Abbé Courtois war tiefernst geworden, nach einer langen Pause des Schweigens sagte er: „Ich werde darüber nachdenken, Madeleine, was hier zu tun ist." Dann erhob er sich.

Darauf war er nicht vorbereitet gewesen, daß dieses frohe Erinnerungsmahl so enden würde! — Nun saß er in seinem behaglichen Studierzimmer im Pfarrhause der Notre Dame. Er kam zu keinem Entschluß. Die Sonne war längst in dem blauen Meere zur Rüste gegangen, als es klingelte.

Seine Haushälterin trat ein und meldete, daß Herr Rosier Seine Ehrwürden zu sprechen wünsche.

Das Blut stieg dem Abbé in die Schläfen. Sollte Madeleine so töricht gewesen sein, ihrem Manne . . . Da stand auch schon Henri vor ihm, bleich und verwirrt. „Also doch!" fuhr es durch den Kopf des Abbés. Stumm deutete er auf einen Sessel, der neben seinem Arbeitstische stand.

Henri machte keine Umstände, sondern ging stracks auf sein Ziel los: „Ich muß dir eine Mitteilung machen, Onkel . . ."

„Du? Mir?"

„Ja, ein Bekenntnis, eine Beichte, Onkel, eine Sache, die ich seit länger denn einem Jahre mit mir herumtrage und über die ich nicht hinwegkommen kann! Du erinnerst dich der Geschichte meiner Verlobung, Onkel, an den Schwindel von der Liebe auf den ersten Blick?"

„An den Schwindel, Henri?"

„An den Schwindel, Onkel! Oh, ich könnte heute so glücklich sein! Ohne diese Lüge, diese infame Lüge . . . Du weißt doch eben so gut wie ich, Onkel, wie es damals vor Onkel Bernards Tode um mich stand?"

„Leider weiß ich das nur allzu genau, lieber Henri!"

„Nun . . . ich hatte in der Kasse meines Bankgeschäftes in Mentone die letzten Tausender zusammengerafft, Tausender, die mir schon gar nicht mehr gehörten, in dem verzweifelten Entschlusse, mit diesen nach Monte Carlo zu fahren und mir für den Fall, daß ich kein Glück haben sollte, eine Kugel in den Kopf zu jagen. In Garavon stieg ich in das Abteil, in dem Madeleine saß. Sie trug eine Perlenkette, die ich auf Hunderttausende schätzte! Mein Plan war fertig! Im Tunnel unter dem Cap Martin . . . Da griff sie nach meiner Hand . . . Was blieb mir anders übrig, sage selbst, Onkel, wenn ich nicht auf frischer Tat ertappt sein wollte . . und so haben wir uns verlobt!"

Henri Rosier schwieg. Er erwartete das Urteil aus des Priesters Munde. — Aber der schwieg eine lange Weile, wie er Madeleine gegenüber geschwiegen hatte und sagte dann endlich: „Ja, mein bester Henri, wir sind allzumal Sünder. Du mußt deine Tat stillschweigend mit dir herumtragen, bis die Stunde da sein wird, da du Madeleine beichten kannst!"

Ein feines Lächeln glitt um die schmalen Lippen des Priesters. „Mein lieber Henri, wenn du an den nächsten Sonntagen regelmäßig meine Predigten in der Notre Dame besuchst, dann werdet ihr beide wissen, wann diese Stunde gekommen ist. Und nun gute Nacht!"

Er reichte dem Neffen die Hand zum Abschied. —

Abbé Courtois hatte die einzig mögliche Lösung gefunden. Schon am nächsten Sonntag erfuhr man aus seiner Predigt die Geschichte von zwei betrogenen Betrügern, das Schicksal eines Paares, das sein junges Glück auf einer Lüge errichtet hatte. Es wollte sich gegenseitig berauben und fand statt dessen ungemessene Reichtümer eines in dem anderen. Henri und Madeleine befanden sich unter seinen Zuhörern.

Es mag wohl kein Zufall gewesen sein, daß Abbé Courtois nach wenigen Monaten die Genugtuung und die Freude erleben durfte, daß er in der Taufe auf den Wunsch der beiden Eltern dem Kinde den Namen — Renatus gab!



Bunte Chronik



* **Eine Ehrenrettung des Habichts.** Der Nutzen des Habichts — wie übrigens auch der Eule — für die Landwirtschaft wird selbst in ländlichen Kreisen vielfach noch verkannt, ja beide Vogelarten werden häufig noch als Schädlinge betrachtet und verfolgt. Waldron de Witt Miller vom Amerikanischen Naturwissenschaftlichen Museum hat nun kürzlich den Mageninhalt von tausend Habichten untersucht. Nur in zwei Fällen fand er Reste von Wachteln, in den übrigen dagegen tausend Ratten. Bei einem erheblichen Teil der letzteren, etwa fünfzehn Prozent, konnten noch Teile von Wachteleiern nachgewiesen werden, die von den gefräßigen Nagern zerstört worden waren. — In einem anderen Falle wurde der Mageninhalt von 562 rotschwänzigen Habichten geprüft. Nur in 54 fanden sich Reste von zahmem Geflügel oder Wild, in 20 weiteren solche von anderen Vögeln, dagegen enthielten 278 Überreste von Mäusen, 131 Teile anderer Nager und 47 Insekten. Noch augenfälliger zeigte sich die Nützlichkeit des zu Unrecht gescholtenen Vogels bei einem dritten Versuch, der den rotschultrigen Habicht zum Gegenstande hatte. Von 220 Versuchstieren enthielten nur drei Geflügel- oder Wildreste, 12 die Überbleibsel kleinerer Vögel, dagegen hatten sie 102 Mäuse und 40 andere Tiere als Nahrung genommen. In 92 Fällen wurden überwiegend Insekten festgestellt. Ähnliche Erfahrungen wurden bei verschiedenen Eulenarten gemacht. Der große Nutzen sowohl des Habichts wie der Eule ist durch die erwähnten Untersuchungen einwandfrei dargetan.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.